Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 61 (1981)
Heft: 10

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kommentare

WACHSTUM UND LEBENSQUALITÄT

Weshalb die Schweiz gute Forscher braucht

Die Frage, ob und weshalb die Schweiz gute Forscher braucht, ist für uns alle von grosser Wichtigkeit. Ob wir uns für die Forschung interessieren oder nicht – sie geht uns etwas an, weil unser tägliches Leben in vielfältiger Weise durch die Forschungsergebnisse verändert wird.

Man pflegt die Länder einzuteilen in Industrieländer und solche, die sich noch in der Entwicklung befinden, und als Massstab für die Klasseneinteilung dient das Bruttosozialprodukt pro Kopf; dabei steht die Schweiz in den obersten Rängen. Das ist aber ein rein materielles Mass, es misst den Wohlstand. Man kann die Rangliste auch nach der Anzahl von Forschern und Forschungsergebnissen aufstellen. Da sieht die Reihenfolge nicht genau gleich aus, aber es zeigt sich doch deutlich, dass die meisten der Länder, die auf der materiellen Liste hoch oben stehen, auch mehr Forscher haben und mehr Forschungsergebnisse erbringen. Offenbar hängen diese beiden Dinge zusammen.

Materieller Wohlstand kann indessen aus verschiedenen Quellen kommen; eine davon sind die Rohstoffe. Ein Land, das viel Erdöl hat, braucht sich keine Existenzsorgen zu machen. In dieser Hinsicht hat es die Natur mit uns nicht gut gemeint. Unsere Nachbarländer haben Erdöl, Erdgas, Kohle, Stahl, Aluminium; Länder in anderen Erdteilen können Silber, Gold, Platin und sogar Diamanten aus dem Boden graben. Uns bleiben als einziger Rohstoff unsere Wasserkräfte – man nannte sie früher die «weisse Kohle» – und sie lassen sich nur noch ganz wenig ausbauen. Wir sind daher mehr als andere Länder auf Köpfe angewiesen – wir sind darauf angewiesen, die fehlenden materiellen Güter durch geistige Leistung zu ersetzen. Das ist einer der Gründe, weshalb wir Forscher brauchen.

Welche Gebiete sollen erforscht werden?

Wenden wir uns der wichtigen Frage zu: Auf welchen Gebieten soll geforscht werden? Die Front der Forschung ist überaus vielgestaltig; die Schweiz ist demgegenüber nur ein kleines Land und muss sich, wenn sie an dieser Front überhaupt präsent sein will, auf wenige, sorgfältig ausgewählte Gebiete beschränken. Überall ein wenig mitmachen geht nicht, da würde man immer zu spät kommen. Das Rennen um die wissenschaftliche Priorität kann man nur gewinnen oder verlieren – einen zweiten Preis gibt es nicht, nicht einmal Trostpreise. Die Frage, worauf wir unsere Kräfte – damit meinen wir unser Geld und unsere Forscher – konzentrieren sollen, ist also sehr wichtig. Welche Gesichtspunkte soll man einbeziehen?

Betrachten wir zunächst jene Gebiete, die die Grundlage zur industriel-

len Tätigkeit bilden. Ein Land wie die Schweiz mit hohem Volkseinkommen und wenig Rohstoffen kann nur überleben, indem es Produkte der Kategorie «High technology» produziert und exportiert, also Produkte, die einen hohen Gehalt an Forschung, Entwicklung und anspruchsvoller Fertigungstechnik aufweisen. Solche Produkte sind zum Beispiel elektrische und elektronische Apparate, Maschinen, Heilmittel, Chemikalien. Alle diese Gebiete können nur auf einem Nährboden gedeihen, der durch gute Forschung gebildet wird. Die Industrie bezieht aus diesem Nährboden die Forschungsergebnisse, die sie in Produkte weiterentwickelt. Aus ihm geht aber auch der Nachwuchs an Forschern hervor. Ein hoher Stand der Forschung ist also eine unerlässliche Voraussetzung für das Gedeihen der Industrie und damit für den nationalen Wohlstand.

In der Schweiz ist ungefähr jeder fünfzigste Erwerbstätige in den Tätigkeiten Forschung und Entwicklung beschäftigt. Dazu gehören nicht nur die eigentlichen Forscher, also die, welche eine Hochschulausbildung haben, sondern auch jene, welche die technische und kaufmännische Infrastruktur der Forschung tragen. Eine Minderheit dieser Fachleute findet sich an den Instituten unserer Hochschulen und an den Forschungsstellen des Bundes; die Mehrheit arbeitet in der Industrie. Die chemische und die Maschinen- und Elektroindustrie sind, im internationalen Vergleich, besonders forschungsintensiv.

Jeder fünfzigste – das ist vielleicht nicht besonders viel, aber diese Forscher und ihre Helfer haben die Funktion von Saatgut. Ohne sie müssten jene, die auf die Ernte warten, leer ausgehen. In der Tat ist die Schweiz mit ihrem hohen Frankenkurs und ihrer Rohstoffarmut darauf angewiesen, Produkte mit einer hochentwickelten Technik zu erzeugen. Die Schweiz als Produktionsbasis für Dinge, die auch in Billiglohnländern hergestellt werden können, hat fast keine Chance. Aber hochstehende Technik kann nur auf der Grundlage einer hochstehenden Forschung fortbestehen, und diese ihrerseits braucht als Nährboden eine gute Ausbildung. Nur so lässt sich der Arbeitsplatz Schweiz gesund erhalten.

Die Forschung also ist eine intellektuelle Basis der Industrieproduktion, welche ihrerseits ein unerlässliches Element in der Sicherung der materiellen Existenz unseres Landes darstellt. Sie ist aber nur *eine* der Säulen, auf denen unsere Volkswirtschaft ruht. Eine weitere ist die *Energieversorgung*. Dass sich in der Energiesituation der Welt in den letzten 8 Jahren ein tiefgreifender Wandel vollzogen hat, brauche ich nicht nochmals in Erinnerung zu rufen. Es ist eine Tatsache, dass wir für die Energie, die wir brauchen, um unser Leben in der gewohnten Weise weiterzuleben, heute wesentlich mehr bezahlen müssen als ehedem. Die Ereignisfolge, die dazu geführt hat, hat mit der Nahostkrise im Oktober 1973 ihren Ausgang genommen. Es wäre aber verfehlt, jene, welche diese Ereignisse ausgelöst haben, als die Hauptschuldigen an unseren Energienöten zu bezeichnen. Die Schuldigen sind wir selbst, weil wir uns während Jahrzehnten so verhalten haben, als ob unsere wichtigste Energieform, das Erdöl, in beliebiger Menge und unbegrenzt lange weiter-

fliessen werde, zudem noch zu einem Preis, der dem wirklichen Wert dieser Ware in keiner Weise entspricht. Mittlerweile haben wir diesen Irrtum eingesehen – der Gang der Ereignisse hat uns diese Einsicht aufgezwungen. Aber in dieser Einsicht ist noch kein Plan für konkrete Massnahmen enthalten. Wir sind immer noch unschlüssig darüber, was wir wirklich vorkehren wollen, um uns vor Engpässen zu bewahren, und damit meine ich Engpässe, die wirklich «ans Lebendige» gehen, Engpässe von einer Art also, die uns bisher erspart geblieben sind. Heute erleben wir es, dass manche unserer Mitmenschen einzelne Energieformen ganz eliminieren wollen, andere als alleinigen Ausweg empfehlen. Die meisten von uns wissen aber, dass es die Patentlösung nicht gibt, und das gilt nicht nur für das Energiegebiet, sondern für alle Lebensbereiche. Nur ein ganzes Paket von Massnahmen hilft uns weiter; praktikable Lösungen sind immer das Ergebnis eines Kompromisses. Alle diese Massnahmen haben einen technischen und einen wirtschaftlichen Aspekt: Der technische Aspekt bedeutet, dass Anlagen, die wir neu erfinden oder konzipieren, nach den Naturgesetzen konstruiert sein müssen, der wirtschaftliche, dass die Regeln des kaufmännischen Rechnens nicht übergangen werden können. Auf beiden Gebieten wird es eine gut ausgebildete Schicht von Fachleuten in Staat und Wirtschaft brauchen, um unsere Energieprobleme zu lösen.

Sicherung der Sozialwerke

Eine grosse und schwere Aufgabe wird für unser Land die Sicherung der Sozialwerke sein. Seit der Gründung der AHV hat sich die mittlere Lebenserwartung der Schweizer deutlich erhöht. Zwischen Pensionierung und Lebensende liegen also mehr Jahre als früher, und der ursprüngliche Gedanke, dass die Erwerbstätigen mit einem kleinen Scherflein ihres Einkommens zur materiellen Sicherung des eigenen Alters beitragen können, ist nicht mehr realistisch: Es braucht mehr als nur ein Scherflein. Hinzu kommt, dass in absehbarer Zeit mehrere hunderttausend Gastarbeiter, die in ihre Heimatländer zurückgekehrt sind, rentenberechtigt werden. Sie werden in den Genuss aller beschlossenen Rentenerhöhungen kommen, obwohl viele von ihnen schon lange keine Beiträge mehr entrichtet haben. Aber für unsere Nachkommen wird es noch wesentlich kritischer werden: Bis 1965 waren die Geburtenzahlen in unserem Land hoch, nachher sind sie plötzlich abgefallen. Wenn die geburtenreichen Jahrgänge ins AHV-Alter kommen, so wird eine viel kleinere Zahl von Erwerbstätigen ihre Renten verdienen müssen. Fachleute sagen voraus, dass dann für die Sicherung der materiellen Existenz jedes Mitbürgers, der eine Altersrente bezieht, nur noch zwei Erwerbstätige da sein werden. Wenn wir das bewältigen wollen, müssen wir uns ganz gehörig anstrengen – oder, um es deutlicher zu sagen: Wir müssen die Produktivität erhöhen. Tun wir das nicht, so werden an der materiellen Wohlfahrt empfindliche Abstriche erfolgen müssen. Ohne die tatkräftige Mithilfe einer gut ausgebildeten Generation von Berufsleuten aller Stufen wird uns das nicht gelingen.

Immaterielle Ziele

Nun suchen wir und unsere Mitmenschen im Leben ja nicht nur materiellen Wohlstand. Es gibt Probleme im eigenen Land, die uns zur Zeit erhebliche Sorgen bereiten; nicht alle werden ihre Lösung in der Erarbeitung von noch mehr Wohlstand finden. Was wir uns wünschen, ist letzten Endes nicht Wohlstand, sondern Lebensqualität. Aber was bedeutet Lebensqualität? Bedeutet es rassige Sportwagen oder Ruhe vor Verkehrslärm? Bedeutet es die Erschliessung von neuen Skigebieten durch Seilbahnen oder die Erhaltung der unveränderten Bergwelt? Arbeitssparende Maschinen für die Hausfrau oder weniger Energieverbrauch? Mit Lebensqualität meinen wir im Grund persönliches Glücksempfinden, und das ist etwas sehr Variables – etwas, das nicht nur von der objektiven Umwelt abhängt, sondern auch von der inneren Einstellung des Einzelnen, von zwischenmenschlichen Beziehungen, und etwas, von dem man sich Vorstellungen macht, die im Lauf der Zeit nahezu sprunghaft ändern können. Auf jeden Fall ist das Glücksempfinden nicht ein materielles, sondern ein immaterielles Ziel.

Obwohl wir manchmal den guten alten Zeiten nachtrauern, müssen wir uns klar sein, dass das Leben, welches unsere Grosseltern in ihrer Jugendzeit erfahren haben, mit den heutigen Vorstellungen von Lebensqualität nicht mehr vereinbar wäre. Wir würden gegen manches, das sie als selbstverständlich hingenommen haben, protestieren. Die Lebensqualität braucht eine materielle Basis, und die Ansprüche an diese Basis werden von Jahr zu Jahr grösser.

Obwohl die meisten Menschen diese Zusammenhänge anerkennen, erleben wir es doch, dass die Forschung und der auf ihr beruhende technische Fortschritt nicht uneingeschränkt akzeptiert werden. Zwar nehmen wir die positiven Seiten gerne entgegen; ich kenne wenige Mitmenschen, die an Taschenrechnern oder an Farbphotographien keine Freude hätten. Aber wir bauen diese Dinge mehr oder weniger selbstverständlich in unser Leben ein und fühlen uns nicht veranlasst, jemandem dafür Dank zu sagen, weder den Forschern, noch den Ingenieuren, noch den Unternehmern – sie werden ja für ihre Arbeit bezahlt . . . Werden aber die nachteiligen Nebenwirkungen erkenntlich, so protestieren wir und vergessen manchmal, dass Verbesserungen, Fortschritte, Erleichterungen in den allermeisten Fällen mit gewissen Nachteilen erkauft werden müssen. Damit muss man sich abfinden, sofern die Vorteile diese Nachteile deutlich überwiegen.

Doch gibt es lästige Auswirkungen der Technik, die so stark geworden sind, dass sie das zumutbare Mass erreicht oder sogar überschritten haben. Lärm und Verschmutzung der Gewässer und der Luft sind Beispiele. Hier muss korrigierend eingegriffen werden. Die Lösung kann aber nicht ein Verzicht auf das Erreichte sein; sie kann nicht darin bestehen, dass man die Vorteile über Bord wirft, um die Nachteile los zu werden. Sie kann auch nicht in einem Stillstand bestehen. Wer ernsthaft und ohne Emotionen über die Frage nachdenkt, ob wir uns überhaupt noch mit Forschung befassen sollen, muss zum Schluss kommen, dass ein «Nein» keinen gangbaren Ausweg aus den Gegenwartsproble-

men erlaubt. Der Ausweg ist nicht gangbar, weil er dem menschlichen Drang nach Suchen und Erkennen zuwiderläuft; die menschliche Natur – die lebende Natur überhaupt – ist auf Evolution und nicht auf Stillstand angelegt. Wenngleich technische Entwicklung und Wachstum nicht in der gleichen Weise fortschreiten werden wie bisher, so ist es doch sicher, dass die Welt des Jahres 2000 nicht gleich aussehen wird wie die heutige, und dass sie dementsprechend andere, neue Anforderungen stellen wird.

Eine Bemerkung ist am Patz über die Zweiteilung der Forschung in Naturwissenschaften und Geistes- und Sozialwissenschaften. Das bisher Gesagte bezieht sich vorwiegend, aber keineswegs ausschliesslich, auf die Naturwissenschaften. Die Lösung mancher Probleme, die uns heute bedrängen, braucht nämlich Ergebnisse aus beiden Domänen. Gerade die Verschmutzung von Wasser und Luft ist ein Beispiel dafür: Zwar handelt es sich um naturwissenschaftliche Vorgänge, die mit den Mitteln der Technik gemeistert werden müssen. Ebenso stark spielen aber auch menschliche Verhaltensweisen, Vorgänge der politischen Meinungsbildung und der Gesetzgebung, Fragen der Freiheitsrechte und ähnliches mit. Solches zu untersuchen ist Sache der Geistes- und Sozialwissenschaften. Für die Zukunft eines Landes sind die Geistes- und Sozialwissenschaften gleich wichtig wie die Naturwissenschaften.

Was ist ein guter Forscher?

Wir haben festgehalten, dass die Schweiz Forscher braucht. In dieser Forderung ist aber noch nicht alles enthalten: Wir brauchen *gute* Forscher. Was ist ein guter Forscher – wie misst man seine Qualität? Das ist nicht einfach zu sagen. Jemand, der in den Prüfungen gute Noten erreicht, ist noch nicht unbedingt ein guter Forscher. Zwar muss ein Forscher den Stand des Wissens kennen; die Forschung hat zum Ziel, das Wissen zu vermehren, und das kann nur der tun, der weiss, wo die Front verläuft, der also über die Trennlinie zwischen dem Bekannten und dem Unbekannten Bescheid weiss. Aber das genügt nicht. Neben einem soliden Grundwissen gehören noch zwei Dinge dazu:

- Die Fähigkeit zu originellen Ideen, also die schöpferische Fantasie, die in die Lage versetzt, Neues zu ersinnen,
- Die Geduld und die Konsequenz, in systematischer Arbeit eine neue Idee in ein gesichertes Ergebnis zu verwandeln.

Diese beiden Merkmale beruhen auf gegensätzlichen Charaktereigenschaften, die beide im Forscher vereinigt sein müssen. Zum ersten gehört eine schöpferische Kraft, die den Träger befähigt, sich vom Konventionellen zu lösen und neue Wege zu erkennen. Zum zweiten braucht es handwerkliches Geschick, eine gute Beobachtungsgabe und eine Fähigkeit, systematisch zu arbeiten und trotz Rückschlägen den Mut nicht zu verlieren.

Was ist ein gutes Forschungsprojekt?

Neben guten Forschern bedarf es aber auch guter Projekte. In den Laboratorien und Instituten der Welt wird auf

vielen Gebieten geforscht, und nicht alle diese Vorhaben sind gleich gut. Was ist ein gutes Forschungsprojekt? Wenn ein Projekt abgeschlossen ist und seine Ergebnisse ausgewertet sind, so lässt sich seine Qualität ziemlich zuverlässig beurteilen. Ein gutes Forschungsprojekt, das erfolgreich beendet wurde, hat auf jeden Fall das Merkmal, dass es die gestellte Frage beantwortet. Wenn man Glück hat, so beantwortet es noch weitere Fragen, die offen gewesen sind. Ein Projekt, das eine grössere Bedeutung hat, wird an anderen Orten nachvollzogen und bestätigt; es regt weitere Forschungsarbeiten an, weil aus ihm neue und fruchtbare Fragestellungen hervorgehen. Auf jeden Fall bildet ein gutes Forschungsergebnis einen bleibenden und tragfähigen Baustein zum Gebäude der Wissenschaft.

Was ist Grundlagenforschung?

Als letztes wollen wir uns dem zuwenden, was man Grundlagenforschung zu nennen pflegt. Was ist das? Bis hierher habe ich durchwegs über solche Forschungsgebiete gesprochen, die im Hinblick auf ihre praktischen Auswirkungen ausgeführt werden. Elektronische Forschung kann zu verbesserten Computern führen; medizinische Forschung dient dem kranken Menschen; ein biologisches Projekt hilft vielleicht, die Gewässerverschmutzung zu mildern. Das Motiv für alle solche Arbeiten liegt in Nützlichkeitserwägungen; solche Erwägungen sind ein starker Ansporn für die Forscher, ihre schöpferische Kraft einzusetzen. Es gibt aber eine Kategorie von Forschungsarbeiten, die nicht aus einer praktischen Motivierung heraus unternommen werden, sondern rein aus Neugier – oder besser gesagt, aus dem Drang heraus, das Wissen zu mehren, also zum Gebäude der Wissenschaft Bausteine hinzuzufügen. *Solche Arbeiten bezeichnet man als Grundlagenforschung.* Dazu gehört zum Beispiel die Suche nach neuen Elementarteilchen, die die Bausteine der Materie sind; oder die Erforschung der fernsten Objekte im Weltall, die uns darüber Aufschluss geben können, wie das Universum entstanden ist und was sich in den ersten Sekunden seiner Existenz abgespielt hat. Warum sollen wir uns in der Schweiz überhaupt mit Grundlagenforschung befassen? Auf der Welt wird so viel Grundlagenforschung betrieben; die Forscher der Welt sind eine einzige, grosse Gemeinschaft; sie treffen einander häufig an Tagungen, sie veröffentlichen ihre Ergebnisse, man legt keinen Wert auf Geheimhaltung. Könnte sich die kleine Schweiz nicht mit der Rolle eines Zuschauers und Gesprächspartners begnügen und die hohen Kosten sparen? Sie kann es nicht, und dafür gibt es verschiedene Gründe.

Ein erster Grund liegt im Verhalten der weltweiten Gemeinschaft der Forscher selbst. Sie geben ihr Wissen in einen gemeinsamen Vorrat. Sie dulden aber nicht, dass sich jemand aus diesem Vorrat bedient, ohne einen Beitrag – wenigstens einen kleinen Beitrag – zu dessen Wiederauffüllung zu leisten. Die Gemeinschaft anerkennt keine Passivmitglieder. Als Eintrittskarte werden nur eigene Beiträge anerkannt, der Zuschauer kommt in diesem Rollenspiel nicht vor. Die Schweiz hat seit Beginn dieses Jahrhunderts der Verpflichtung, sich für die Aktivmit-

gliedschaft zu legitimieren, ausgiebig nachgelebt. Die wissenschaftlichen Ergebnisse, die in der Schweiz entstanden sind, sind zahlreich und bedeutend. Pro Kopf der Bevölkerung sind weit mehr Nobelpreise an die Schweiz gegangen als an irgend ein anderes Land: Die Grundlagenforschung in der Schweiz steht auf einem hohen Niveau, sowohl in den Naturwissenschaften als auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Ein zweiter Grund liegt in der langfristigen Auswirkung von Grundlagenprogrammen. Obwohl sie ohne Nützlichkeitserwägungen begonnen und durchgeführt werden, und obwohl die Neugier des Forschers die einzige treibende Kraft ist, zeigt es sich immer wieder, dass Ergebnisse der Grundlagenforschung nach Jahrzehnten auf Gebieten, die man nie erwartet hätte, bedeutende technische Anwendungen finden. Beispielsweise ist die Quantentheorie, die 1900 begründet wurde, die Basis sowohl der Transistoren als auch des Farbfernsehens, die beide ein halbes Jahrhundert später verwirklicht wurden. Mit der Grundlagenforschung legen wir also, zumindest teilweise, die Basis für die «High technology», die wir im nächsten Jahrhundert benötigen werden.

Und ein dritter Grund hängt damit zusammen, dass ein Land, welches im weltweiten Vergleich auf einer hohen Entwicklungsstufe steht, für sein Gedeihen *sowohl Kultur als auch Zivilisation* braucht. Die Kultur umfasst das geistige Schaffen und schliesst die Kunst mit ein: Die Musik, die Malerei, das Theater, die Philosophie. Die Zivilisation enthält die materiellen Einrichtungen für das Leben von Familie, Staat und Wirtschaft: Die Haushaltmaschinen, die Fabriken, die Eisenbahnen, die Spitäler. Die Pflege der Kultur und die Pflege der Zivilisation müssen in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen. Die Grundlagenforschung hat die Eigenschaft, dass sie eine Basis für beides darstellt: Gute Grundlagenforschung kann man sowohl dem kulturellen Schaffen als auch der Weiterentwicklung der Zivilisation zurechnen. Aus diesen Gründen ist die Beschäftigung eines Teils der Forscher in der Schweiz mit Grundlagenforschung eine unabdingbare Notwendigkeit für das weitere Gedeihen unseres Landes.

Wohin führt uns die Forschung? Die Zukunft ist nicht bestimmt, weil wir selbst sie gestalten können: Die Zukunft hängt von uns selbst ab. Wir können sie nicht voraussagen, aber wir können Meinungen und Wünsche darüber äussern.

Ich gestehe, dass ich optimistisch bin. Ich kann die Weltuntergangsstimmung mancher Mitmenschen nicht teilen. Ich kann die Auffassung nicht teilen, dass wir in einer Zeit des Niedergangs leben und dass unsere Kinder einer schlimmen Zukunft entgegensehen. Gewiss gehen wir Schwierigkeiten entgegen; einen Teil von ihnen bereitet uns die Natur, einen Teil verursachen wir selbst. Das aber war von jeher so; und die Menschen haben von jeher eine bewundernswerte Fähigkeit gezeigt, mit solchen Schwierigkeiten fertig zu werden. Ich bin überzeugt, dass diese Fähigkeit intakt ist.

Ambros P. Speiser

Überarbeitete Fassung eines Referats, gehalten an der Preisverleihung 1981 der Stiftung Schweizer Jugend forscht.

KOMÖDIE ODER TRAGÖDIE?

Zu Thomas Bernhards neuen Theaterstücken

Von den Salzburger Festspielen wurde berichtet, *Thomas Bernhard* habe mit seinem neusten Bühnenstück *«Am Ziel»* einen sensationellen Erfolg errungen. Es habe Ovationen gegeben für ein meisterliches Stück Theater und ebenso für meisterliche Darsteller. Nun handelt aber *«Am Ziel»* von der Leere und Sinnlosigkeit des Lebens, insbesondere auch von einem Schriftsteller, der mehrmals versichert, es habe immer nur gescheiterte Schriftsteller gegeben. Das Paradox ist vollkommen, der Widersinn einer dem Scheitern applaudierenden Festspielgemeinde ein Faktum, das dem Kulturkritiker Anlass zu vernichtenden Analysen gäbe. Das Ritual des Kulturbetriebs an Orten wie Salzburg wird sichtbar; Bernhard hat es seit längerem schon zu einem zentralen Thema gemacht. Er selber jedoch, der weithin berühmte Dichter der Todesverstörung, wird von den Feuilletonisten bestürmt und gefeiert, er wird in die Akademie gewählt (und gibt alsbald unter Hohn und Gelächter wieder seinen Austritt), er ist mit seinen autobiographischen Berichten zum Bestsellerautor geworden und gibt sich zugleich eigenbrötlerisch bis zur Menschenfeindlichkeit. Pausenlos erscheinen seine Prosabücher und seine Theaterstücke, darunter immer aufs neue auch Werke, in denen Künstler oder Schriftsteller ihren Bankrott erklären oder sich lächerlich machen. Der General im Stück *«Die Jagdgesellschaft»* sagt von dem Schriftsteller, der immerzu mit der Generalin Karten spielt, er sei ein undurchschaubarer Kopf. Wenn er eine Tragödie geschrieben habe, sage er, es sei eine Kommödie, und umgekehrt. Leeres Gerede oder tiefere Bedeutung? Es gibt Indizien dafür, dass Bernhard die Frage bewusst offen lässt. Der Held seiner Komödie *«Über allen Gipfeln ist Ruh»*, der gefeierte Dichter Moritz Meister, hat soeben sein *opus magnum* vollendet, eine Tetralogie, die in der gesamten Weltliteratur allenfalls ihresgleichen an Welthaltigkeit und Tiefe bei Thomas Mann hat und deren Rang den Autor für den Gipfel des Parnasses würdig macht. Dort jedoch, über allen Gipfeln, ist die Ruhe des Nichts. Nun hat Thomas Bernhard vor kurzem ebenfalls eine Tetralogie vollendet, die autobiographischen Berichte *«Die Ursache»*, *«Der Keller»*, *«Der Atem»* und *«Die Kälte»*. In der Komödie mit dem gefeierten Dichter erscheint in satirischer Verzerrung, was auf den Autor der vierbändigen Autobiographie genau zutrifft. Kulturredaktoren und Doktoranden besuchen ihn auf seinem Hof in den Voralpen, damit er über sich und sein Werk nähere Aufschlüsse erteile. Über die Wahl in die Akademie wird in der Komödie mit Stolz und Ehrfurcht gesprochen, über das Telegramm des Bundespräsidenten desgleichen, während der Eklat von Bernhards Austritt aus der Akademie ja durch die Zuwahl von alt Bundespräsident Scheel vom Dichter öffentlich begründet wurde.

Und was das literarische Gespräch betrifft, wie es etwa in Zeitschriften und Zeitungen geführt wird, sagt Herr Meister in der Komödie zum Redaktor der *«Frankfurter Allgemeinen»*, der ihn besuchen kommt:

«Über das Feuilleton lässt sich streiten
über alle Feuilletons lässt sich streiten
möglicherweise vor allem über das Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen
Sie sind mir doch nicht böse, dass ich das sage.»

Der Herr von Wegener, der da angesprochen wird, ist nicht im geringsten böse. Denn Moritz Meister ist grosszügig genug, die Notwendigkeit des Feuilletons zuzugeben, indem er – in Bernhardscher Apodiktik – erklärt, wenn es kein Feuilleton gäbe, gäbe es auch keine Schriftsteller. Das ist zwar sinngemäss die totale Umkehrung des Gemeinplatzes, die Kritiker existierten bloss auf Kosten der Schriftsteller, aber es ist auch ein Beispiel dafür, wie Thomas Bernhard mit seinen Motiven und mit seinen Sätzen verfährt.

«Über allen Gipfeln ist Ruh» besteht aus elf Szenen, die alle am gleichen Tag spielen. *«Ein deutscher Dichtertag um 1980»* ist der Untertitel. In der ersten Szene redet die Frau des Dichters Moritz Meister pausenlos auf das Fräulein Werdenfels ein, das eifrig photographiert. Das Gerede der Dichtersgattin plätschert dahin, erwähnt eine geplante Kretareise, die Ordnungsliebe Meisters, die Strasse, die zu seinen Ehren vom Gemeinderat nach seinem Namen benannt werde, die Akademie für Sprache und Dichtung und das Telegramm des Bundespräsidenten, das lang und demzufolge teuer gewesen sei.

«Hier sind wir glücklich
Und ein Buch nach dem andern
er ist richtig aufgeblüht mein Mann
Jetzt wo die Tetralogie fertig geworden ist
Aber das erzählt ihnen mein Mann selbst.»

Eine Satire demnach, eine Komödie, in der sich Bernhard noch einmal über den Ruhm und über die Dichter lustig macht, von denen er in seinem offenen Brief anlässlich seines Austritts aus der Darmstädter Akademie gesagt hat, wenn ein einziger von ihnen schon lächerlich sei, wieviel lächerlicher und unzumutbarer sei dann eine ganze Horde davon?

Die einzelnen Motive, die biographischen Angaben, die Details des Dichterlebens, das die schwatzhafte Gattin der jungen Doktorandin schildert, haben zum Teil genaue Bezüge zur Situation und zur Biographie von Thomas Bernhard. Da sagt die Frau etwa, jeder ausserordentliche Künstler habe einen geheimen Herzenswunsch, der nicht in Erfüllung gegangen sei. Jeder Zeile von Meister sei anzumerken, dass er ein hochmusikalischer Mensch sei,

und der sensible Leser erkennt auch
dass mein Mann Sänger hatte werden wollen
wie der Professor Stieglitz
Er wäre ein glänzender Liedersänger geworden
Die Winterreise von ihm gesungen
das wäre das Höchste
aber es sollte nicht sein
aufeinmal war die Stimme weg wissen Sie
das ist schrecklich für einen Künstler
wenn plötzlich sein Instrument versagt
sein Lebensinstrument.

Der Anklang an jene Stelle in Bernhards autobiographischem Bericht «*Die Kälte*» ist unverkennbar, wo der Autor berichtet, wie er als junger Mann davon geträumt habe, einmal wieder draussen zu sein, sein Studium aufzunehmen und Sänger zu werden: «*Und ich sah mich eine eingeschlagene Laufbahn entwickeln in den bedeutendsten Konzertsälen, in den grössten Opernhäusern der Welt, einmal dachte ich, ich werde nie mehr hinauskommen, in Grafenhof gleich den vielen anderen aufgeben, absterben, erstikken. Einmal dachte ich, ich werde sehr bald aus Grafenhof entlassen und gesund sein . . .*» Der Lungenkranke, der Sänger werden will und diese Hoffnung aufgeben muss, weil die Stimme wegbleibt: das ist genau, was die schwatzhafte Gattin des Dichters Moritz Meister der Studentin erzählt. Erscheint das biographische Faktum hier als Renommiergerede und Wichtigtuerei, so im autobiographischen Bericht als die Erfahrung tiefster seelischer Not eines jungen Menschen, dessen Lebensplan durch die Krankheit zerschlagen wird. Oder anders: was dort Komödie ist, hier ist's Tragödie. Es sind Verwirrspiele, die der Autor mit seinem Publikum treibt. Er hat, schon in seinen frühen Erzählungen und Romanen, die Finsternis und die Tödlichkeit in Figuren und Bildern dargestellt, die man so leicht nicht wieder vergisst. In dem Mass, wie sein Werk bekannt und er selber berühmt wurden, wurde in den düsteren Geschichten aus Österreich die Spielwelt eines Formkünstlers sichtbar, das Material eines Mathematikers und Komponisten, der die Algebra des Untergangs virtuos beherrscht, was auf viele Leser befremdlich wirken mochte. Seit er begonnen hat, seine Jugend zu erzählen, erhielt das Beklemmende und Niederdrückende seiner Berichte eine neue Authentizität. Und seit er in Komödien die Literatur, die Berühmtheit, den Kulturbetrieb und die Schriftsteller, die «*alle gescheitert*» seien, zum Gegenstand seiner Satire macht, relativiert er aufs neue die Betroffenheit, die von seinem Werk ausgeht. Was in Romanen wie «*Frost*», «*Verstörung*», «*Das Kalkwerk*» oder «*Korrektur*» untrennbar miteinander verbunden ist, die Tödlichkeit und der Leerlauf, die Schwärze des Daseins und die Kultivierung des Schreckens im Satzritual, ist in den vier Bänden des autobiographischen Berichts und in den Komödien wie zuletzt «*Über allen Gipfeln ist Ruh*» und «*Am Ziel*» auseinandergeklappt. (Beide erschienen in der Bibliothek Suhrkamp.) Wie aber meint er es wirklich? Woran soll man sich halten? An die Botschaft von der Welt als einer Schule des Todes oder an die meisterliche Kunst, die Ruhm und Ehre bringt?

Unser Verhältnis zu Kunst und Literatur ist unsicher geworden. In Salzburg, wo angenommen werden darf, es werde Spitzenkultur geboten, sind Ovationen vielleicht eine Möglichkeit, der Entscheidung auszuweichen, die das Rätsel eines Stücks wie «*Am Ziel*» von jedem verlangt, der sich damit auseinandersetzt. Der Schriftsteller, nicht nur Thomas Bernhard natürlich, eignet sich wenig zum Wegweiser oder Ratgeber. Aber er macht Abgründe erfahrbar, er weckt die Sensibilität für offene Fragen, denen mit Vorurteilen und Doktrinen nicht beizukommen ist. Die vorläufigen Übereinkünfte, die mancher gern als endgültig verstehen möchte, weil sie ihn bestätigen oder

ihm entgegenkommen, werden radikal in Frage gestellt, und wenn wir darüber streiten, wie es ein Autor denn meine und was sein Werk über unsere Zeit und uns selber aussage, mag es wohl geschehen, dass das Ärgernis und das Paradox zu Anstössen für die eigene, neue Suche nach unserer Wahrheit werden.

Anton Krättli

MITTERRAND – ERSTE BILANZ

Hundert Tage gilt als bedeutungsvolle Zeitspanne. Rührt es von der «cent jours» Napoleons her zwischen der Rückkehr aus Elba und der Deportation in eine weit fernere Insel? Jedenfalls ist damit gemeint, dass ein Präsident, der eine andere Politik vertritt, zunächst einen «neuen Anfang» macht und dass seine Chancen, Änderungen durchzusetzen, unmittelbar nach seiner Wahl am grössten sind. Die geschlagenen Gegner sind dann noch verwirrt und verunsichert.

Umfragen über François Mitterrands «hundert Tage» fanden zwischen dem 11. und 13. August statt; ihnen zufolge sind 44 Prozent der Franzosen zufrieden, 35 unzufrieden. Positiv werden die Reformen der Dezentralisierung beurteilt – auch die Opposition hat hier nur Einwände im Detail. Noch positiver werden die erhöhten Sozialleistungen aufgenommen. Nicht positiv reagiert die Mehrheit auf die Amnestie, auf die Abschaffung der Todesstrafe und auf ein noch nicht genau definiertes Stimmrecht für Gastarbeiter.

Wohlfahrtsstaat und «permissiver» Staat sind für viele Intellektuelle gleich wünschenswert, gleich fortschrittlich. Für die Mehrheit sind sie es offenbar nicht. Giscard d'Estaing war in der Liberalisierung dieser Art bereits weiter gegangen, als es der ihn tragenden Mehrheit entsprach; ähnlich könnte es sich auch bei seinem Nachfolger verhalten.

Doch stehen grundsätzliche und praktische Entscheidungen bevor, die sich kaum nach Umfragen richten können und deren Beurteilung den Befragten auch schwieriger wäre. Dazu gehört die Aussenpolitik, die ohnehin eine Minderheit interessiert und zu Stellungnahme reizt. Dazu gehört auch die Frage: Sozialdemokratie oder Sozialismus?

«Bruch mit dem Kapitalismus» bleibt im Programm; der Kongress der Sozialistischen Partei in Valence hat das nicht revidiert. Es heisst ja «gradueller Bruch» und darunter kann man sich Verschiedenes vorstellen. Welche staatliche Planung und Kreditpolitik, welche Nationalisierung gehören unabdingbar dazu, welche nicht? Dass Nationalisierung nicht gleich Verstaatlichung sei, wird oft beteuert, aber eine Umfrage unter Wählern – wer weiss? sogar unter Ministern –, wie sie diesen Unterschied verstehen, würde einige Verlegenheit offenbaren.

Die beiden stärksten Angriffspunkte gegen Giscard und Premierminister Barre waren: Teuerung, Arbeitslosigkeit. Beide aber nehmen zu, und die Frage ist: wie lange kann diese ungünstige Entwicklung den Vorgängern angelastet werden, wann werden sich die

Klagen und gar Anklagen gegen die heute Regierenden wenden?

Zweifellos ist die Bereitschaft vorhanden, der Linken, die in Frankreich so selten – und dann meist nur auf die Dauer eines Zwischenspiels – zum Zug kommt, Kredit zu geben, die Umstände zu berücksichtigen. Und die Abneigung gegen die Abgewählten dürfte ziemlich lange vorhalten. Raymond Aron geht in einer Artikelreihe so weit zu schreiben, dass eine Regierung ohne Projekt sich lange halten kann, während eine Opposition ohne Projekt – und er sieht derzeit nur eine solche – chancenlos ist.

Wie verhält es sich mit den Intellektuellen? Zählen wir dazu nicht nur die «Stars», deren Bücher diskutiert werden, sondern die ganze Schicht, die zuerst in Russland «Intelligentsia» genannt wurde, so ist ihr das Verhältnis zur neuen Macht positiv, verbunden mit dem Bewusstsein, an ihr teilzuhaben. Das gilt vor allem für die Lehrer, die grösste der im Parlament vertretenen Berufsgruppen; es gilt nicht mehr ganz so für die schreibenden Ideologen. Nicht nur die «nouveaux philosophes», auch andere hatten sich seit mehreren Jahren vom Marxismus abgewendet und fühlten sich Michel Rocard, dem glücklosen Rivalen Mitterrands näher als dem Sekretär der Partei, dessen eigene Bücher mehr Stimmungen aufrühren als Probleme analysieren.

Doch für die Kritik, die sie vor der Wahl an Mitterrand übten, ist es zu spät – oder zu früh; sie würde kaum verstanden werden. Immerhin sind Zeitungen, die kritisieren, mehr gelesen als solche, die zustimmen. Kritik am allzu vollständigen Konsens ist auch im Intellektuellenblatt «Nouvel Observateur» mit einiger Selbstironie geübt worden.

Ob Fernsehen und Radio nach der grossen Säuberung wirklich so unabhängig von der politischen Macht sein werden, wie es angekündigt wird, bleibt abzuwarten. Das Vertrauen in eine solche Entwicklung ist, um es behutsam auszudrücken, nicht sehr verbreitet.

Soweit unter den Intellektuellen, die für die Linke gestimmt haben, jetzt schon Kritik laut wird, geht sie in zwei entgegengesetzte Richtungen. Die einen warnen vor dem Verkennen wirtschaftlicher Realitäten, die anderen nehmen Anstoss an den verständnisvollen Worten, die Mitterrand an die Unternehmer gerichtet hat. Felix Guattari, ein sehr radikaler Psychologe, meint, dass Frankreich für dieses Experiment zu eng sei, Mitterrandismus müsse über die Grenzen Frankreichs hinaus wirken, sonst würde der Kapitalismus ihn fertigmachen.

Es bleibt aber Tatsache, dass eine konkurrenzfähige Wirtschaft, die mindestens in der europäischen Gemeinschaft offene Grenzen hat, mit den heute vorhandenen Kräften rechnen muss. Jede Revolution bringt zunächst Opfer und Entbehrungen. Und da ist die Überlegung unwiderlegbar, dass die Franzosen nicht für eine völlig andere Gesellschaft, sondern für ein besseres Leben gestimmt haben.

Manche der jetzt eingeleiteten Reformen sind unumkehrbar – wie es der erst durch die Volksfront 1936 eingeführte bezahlte Urlaub war. Doch solange es Wahlen und mögliche Wechsel der regierenden Parteien gibt, kann nur von einer neuen Phase, nicht einem «neuen Regime» die Rede sein.

François Bondy